

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 9

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Angefichts der Zeugenaussage des Kölpe gab es ja keinen Zweifel mehr — dennoch, — als Keinow jetzt, aufrechtstehend, in dem scharfen DenkerGesicht deutlich seine Bewegung meisternd, den Freispruch verkündete, ging ein Atem wie ein Wehen durch den Raum. Alle die Menschen hier waren in dieser Stunde der Entscheidung zusammengeschlossen zu einem Gedanken, einem Gefühl: Das Schicksal des Menschen da vorn lag gespenstisch auf allen. War der Freispruch wirklich die Klarheit, das letzte Urteil?

So verharrte das Publikum noch lautlos, bis der Gerichtshof schon verschwunden war.

Dann leerte sich langsam der Saal. — — —

Becker saß stumm, mit einem Gesicht, dessen Ausdruck sich niemand zu deuten wußte. Es war ein vollkommenes Nichtbegreifen in seinen Augen.

Geninde streckte ihm die Hand entgegen.

„Nun, Herr Becker, habe ich es Ihnen nicht gesagt, es kommt in Ordnung?“

Da zuckte Beckers Hand plötzlich zurück. Seine Lippen zitterten. Er bewegte den Mund, als wollte er sprechen, aber es kam kein Laut aus der Kehle.

Er versuchte, sich zu erheben, doch fiel er kraftlos wieder auf die Bank zurück.

„Lassen Sie nur, Herr Becker. Ich warte, bis sich der ganze Schwarm verlaufen hat. In das Gedränge draußen brauchen Sie nicht hinein.“

Geninde sah sich suchend um. Er hatte gehofft, Adda Hierzel noch zu sehen. Aber sie schien sofort nach der Zeugenaussage das Gericht verlassen zu haben.

Nun war alles leer.

Die Zuhörerbänke standen leblos in einem müden Licht. Die Gerätschaften auf dem Richtertisch verschwammen. Der Gerichtsdienstler ging hin und her, räumte ab und verschwand mit einem Aktenstoß in der rückwärtigen Tür.

Becker saß immer noch unbeweglich mit diesem fassungslosen Gesicht.

„Nun kommen Sie doch, Herr Becker“, ermunterte ihn Geninde, „gehen Sie mit dem Gefängniswärter, damit die Entlassungsformalitäten möglichst schnell erledigt werden. Wir besprechen dann, was Sie jetzt beginnen werden. Kommen Sie doch“, sagte er jetzt fast ungeduldig, als Becker immer noch wie gelähmt sitzen blieb, „es ist ja alles gut. Es ist ja alles vorbei.“

Becker sagte etwas leise vor sich hin. Es klang wie: „Es fängt ja erst an“, aber Geninde glaubte sich getäuscht zu haben.

12. Kapitel

Sabine hatte heute ihre ganze Energie aufbieten müssen, um ihre Arbeit zu tun. Immer wieder mitten in Telefonaten und Besprechungen über die neu eingelaufenen Fälle gingen ihre Gedanken zu der heutigen Verhandlung. Sie hatte es nicht über sich vermocht, nochmals hinzugehen. Der tiefe Schrecken, den das Erlebnis mit Becker im Irrenhaus in ihr hervorgerufen, war noch nicht überwunden.

Dazu kam der gestrige Abend. Sie war hinausgefahren zu Geninde. Sie hatte die Stummheit nicht mehr zu ertragen gewußt. Von der Gartentreppe aus hatte sie sein Zimmer gesehen, erblickt. Und in dieser Helle eine fremde Frau. Das schmerzte so, daß sie sich in der durchwachten Nacht immer wieder gesagt hatte: Schluß! Nicht mehr dran rühren! Sich abfinden!

Wie lange hatte sie an dieser Liebe zu Geninde gehangen? Wie sehr um ihn gekämpft. Und nun war da längst eine andere! Ihr Instinkt, sonst so wach, schien sie in allem verlassen zu haben. Was sie an Geninde so stark herangezogen, war nicht nur der geistige Eindruck, nicht das Männliche allein, sondern ebenso stark wohl das Gefühl: hier ist ein Mensch, sehr einsam und sehr unglücklich. Das Mütterliche in ihr, stets wach und bereit, sich

helfend hinzugeben, war von Genindes Kummer sofort erweckt worden. Das Mütterliche hatte ihr Geduld gegeben, zu warten — immer wieder zu warten. Nun sie aber wußte, er gab einer anderen, was er ihr vorenthielt, war ihr Unglück vollkommen. Sie machte sich nichts vor. Es würde schwer sein, wenn nicht unmöglich, mit dieser Liebe fertig zu werden. Aber sie wollte es, wenigstens soweit, daß sie ihr tätiges Leben nicht davon bedroht fühlte wie in den letzten Wochen.

Alle Augenblicke schaute sie nach der Uhr. Bei dem erdrückenden Indizienbeweis würde die Verhandlung sicherlich nicht lange dauern. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Sie rief zuhause an:

„Mein Vater schon da?“ fragte sie, „ja, dann verbinden Sie mich.“

„Nun, Kind“, hörte sie die Stimme des Vaters. „Du bist sicher auch neugierig. Was meinst du, was aus dem Erich Becker geworden ist?“

„Ich weiß doch nicht.“

Sie hörte ihre eigene Stimme fremd und leblos. Angst war in ihr um Geninde. Wie würde er die Niederlage ertragen?

„Ein Freispruch ist es geworden. Stell dir vor, dieser Unbekannte, den Becker immer wieder als Kronzeugen nannte, — hat sich tatsächlich gemeldet. Wie? Nein, nicht der Wächter, sondern ein anderer Mann, aber jedenfalls der, den Becker nach der Zeit gefragt hat.“

Sabine hörte stumm. Es war ihr unmöglich, etwas zu sagen. Ein ungeheurer Aufruhr war in ihr. Eigentlich hätte sie doch für Geninde froh sein müssen. Sie allein wußte ja, wie er für diese Sache Beckers gekämpft. Nun war ja alles klar. Vielmehr — es hätte klar sein müssen. Was sollte in ihr nur dieses Gefühl der vollkommenen Verwirrung?

Und nun tauchte wieder Beckers Gesicht aus dem Irrenhaus vor ihr auf. Sie sah die jähe dunkle Röte über die fahle Haut fliegen. Sah das verwandelte rasende Gesicht, den Mund sehr groß, sehr wild geöffnet — den Schrei, den er ausgestoßen, der sie aus dem Zimmer hatte flüchten lassen. Irgendetwas in ihr kämpfte gegen diesen Freispruch. Oder kämpfte es gegen Geninde? Alles war in einem dumpfen Wirbel und sie hineingerissen, fortgetrieben ohne Ziel, ohne Kraft.

Geninde ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er überdachte die letzten Ereignisse. Adda Hierzel war tatsächlich sofort nach der Verhandlung wieder abgereist. Er fand bei sich zu Hause ein paar kurze Zeilen von ihr vor.

„Ich hätte vielleicht warten müssen, um Sie noch einmal zu sehen und Ihnen zu sagen, wieviel der gestrige Abend mir bedeutet hat. Ohne das Gespräch mit Ihnen wäre das Wiedersehen mit Becker tragisch für mich gewesen. So fühlte ich mich durch unsere Unterredung irgendwie freigesprochen. Es ist mir, als wäre mein ganzes Leben seit diesem Erlebnis mit Becker bis jetzt in einer Art Helldunkel dahingegangen, als fände ich erst jetzt mich in der völligen Klarheit wieder. Ich glaube, ich kann Ihnen nicht besser danken, als wenn ich so schnell wie möglich in die Heimat zurückkehre. Sie wissen, man wartet auf mich. Ich schreibe Ihnen sofort wieder, wie es zwischen Thomas und mir wurde. Hoffentlich ist er nicht zu tief verletzt.“

Geninde lächelte froh. Dieser befreiende Abschluß für Adda war auch für ihn eine Freude. Mintheffer würde mit diesem feinen Mädchen ein gutes Leben haben. Er wollte morgen gleich schreiben.

Eine Enttäuschung war es ihm nur, daß er von Sabine nichts hörte. War sie so verletzt, daß selbst die Nachricht von Beckers Freispruch sie nicht zu einem Wort oder einem Anruf veranlassen konnte?

„Wie schwankend ich bin“, sagte er zu sich selber, „ich will, daß es Schluß ist zwischen Sabine und mir, und dennoch warte ich, daß sie wiederkommt.“

Nur gut, daß er andere Gedanken hatte, die ihn ablenkten. Er hatte ja jetzt die eine Pflicht: zu sehen, was aus Becker wurde.

Fortsetzung Seite 213.

die Kohle, namentlich die Steinkohle, zum Verfeuern eigentlich viel zu schade ist, denn sie liefert einen geradezu idealen Rohstoff für die Gewinnung der wertvollsten Chemikalien. Aus dem schmutzigen Steinkohlenteer stellt man heute die wunderbarsten Farben, unerföhlliche Heilmittel und sonstige Produkte der chemischen Industrie her, daneben liefert uns die Kohle bekanntlich das Leuchtgas, den Teer für unsere Autostraßen und zahllose andere Stoffe.

Die Kohle, chemisch gesprochen der Kohlenstoff, aus dem sie hauptsächlich besteht, ist überhaupt das „Mädchen für alles“ in der modernen Chemie. Unsere Chemiker kennen heute schon weit über zweihunderttausend Verbindungen des Kohlenstoffes, während die Verbindungen aller übrigen Grundstoffe zusammen nur knapp die Zahl von fünfundzwanzigtausend erreichen. Heute ist die Chemie des Kohlenstoffes, die sogenannte organische Chemie, ein riesiges Wissenschaftsgebiet von allergrößter praktischer Bedeutung geworden; denken wir allein an die Tatsache, daß man neuerdings aus der Kohle sogar in großem Umfange Benzol gewinnt und dadurch von den keineswegs mehr unerschöpflichen Petroleumquellen unabhängig wird. Gerade für Deutschland, dessen eigenes Petroleum wenig ins Gewicht fällt, ist natürlich die Erzeugung des Benzins aus der Kohle besonders wichtig, und deutschen Wissenschaftlern ist es auch in erster Linie zu verdanken, daß dieses außerordentlich schwierige Problem gelöst wurde.

Wenn das Petroleum zu Ende sein wird, kann es die Kohle, die noch in ungeheuren Mengen zur Verfügung steht, vollgültig ersetzen. Und wenn die Kohle doch einmal erschöpft ist? Darüber brauchen wir uns heute wirklich keine Sorgen zu machen, denn bis dahin wird man vermutlich längst schon die Energie der Atome oder eine sonstige neue Energiequelle nutzbar gemacht haben. Die „Revolution des Stoffes“ hat in Wirklichkeit gerade erst angefangen — wo sie enden und zu welchen Wandlungen sie noch führen wird, vermag heute niemand zu sagen.

Dr. R. Kirften.

Eine Holzbrücke wird gebaut

Während der letzten Jahrzehnte sind im Schweizerland viele hölzerne Brücken verschwunden und durch eiserne oder steinerne Konstruktionen ersetzt worden. Um so erfreulicher ist es, daß das bernische Baudepartement die hölzerne Zugbrücke bei Steffisburg auch wieder aus einheimischem Material hat erstellen lassen. Bis anno 1739 gab es dort bloß einen Steg, der wegen der Nähe des Feldspiehospitals an der Zug der Siechensteg hieß. Er diente einzig dem Fußgängerverkehr, zumal die Grempler und Handelsleute mit zollpflichtigen Waren den Umweg über die Zollbrücke in Steffisburg nehmen mußten. Am 1. Februar 1735 beschloß der Rat, die infolge der Randerkorrektur nutzlos gewordene Brücke beim Zollhaus abzubauen und beim Siechenhospital wieder aufzustellen. Nun wurde auch bei diesem Uebergang zuhanden des Staates und der Stadt Thun Zoll erhoben. Als nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der Reiseverkehr nach den „Eisgebirgen“ des Oberlandes einsetzte und Ratsherr Fischer einen Postkurs nach Thun in Aussicht nahm, zauderten die gnädigen Herren in Bern nicht länger, die Bernstraße einer durchgreifenden Korrektur zu unterziehen. 1851 gab es eine neue offene Brücke, die 1868 ein Dach erhielt. 30 Jahre später wurde sie um drei Meter gesenkt und zu Beginn des Krieges mit einem Trottoir versehen. Die überdeckte neuzeitliche Holzkonstruktion hat eine Fahrbahnbreite von 7,50 Metern und zwei Trottoirs à 1,50 Meter. Ueber dem südlichen Eingang liest der Wanderer:

Nume feis G'här,
Aber geng Holz här. 1937.

Und beim Nordeingang:

Brügg us Holz,
Bärnerstolz. 1937.

Schon bald nach der Aufhebung des Brückenzolles scheint das vom Historiker Schiffmann nicht erwähnte „Zollhäuslein“ abgebrochen worden zu sein. Man hatte es am 4. April 1758 zur Zugbrücke verfest und repariert. Die Kosten im Belaufe von 208 Kronen übernahmen der Staat Bern und die Gemeinde Thun zu gleichen Teilen, wie sie ja auch den Zoll gemeinsam behändigten.

52,000 Berner Schulkinder helfen notleidenden Spanierkindern

Aus 280 Schulgemeinden des deutschsprachigen Kantons Bern sind in den vergangenen Wochen 50,000 Kilo Waren (Lebensmittel und Kleider) gesammelt und im bernischen Munzingerschulhaus deponiert worden. Groß war die Arbeit bis alle die unzähligen Sachen, die sich hier zu Bergen türmten, geordnet, sortiert, angeschrieben und zum Versand bereit gemacht werden konnten. Von den 55,000 Kleidungsstücken, die eingegangen sind, mußten viele noch instand gestellt und dann, immer gleichartiges für sich gebündelt, in Säcken verpackt werden. Auch die Lebensmittel, total 400 Doppelzentner, verursachten bedeutend Arbeit, bis aus den unendlich vielen großen und kleinen Paketen alles sorgfältig in Kisten verpackt war. Abgesehen vom materiellen Wert, den die großangelegte Sammlung ergeben hat, ist besonders auf das ideelle, soziale, helfende Moment hinzuweisen. Viele der Spender sind selbst nicht mit Glücksgütern gesegnet und haben doch gerne und reichlich gegeben, weil sie wußten, wie groß die Not in Spanien ist, und daß es immer noch Hunderttausende gibt, die sich kaum fassen können, die frieren und sozusagen an allem Mangel leiden.

Am 15. Februar ging es im Munzingerschulhaus sehr lebhaft zu. Die versandbereiten Kisten und Säcke sind auf Autos verladen worden, im gesamten 25,000 Kilo, um von Bern nach Genf zu fahren. Von hier geht die Reise per Bahn nach Spanien an die Grenze und dort wird die Verteilung, wiederum mit Schweizerautos, besorgt. Es handelt sich bei dieser Sammlung um einen Akt der reinen Menschen- und Bruderliebe, so werden beide Fronten bedacht, man schickt die Kleider und Lebensmittel dorthin, wo die größte Not besteht. Schulvorsteher Dr. Troesch ist Leiter dieser Aktion.

ef.

(Fortsetzung von Schicksal in 10 Minuten.)

Gleich am andern Morgen fragte er bei Apotheker Seidel an. Aber der wehrte leidenschaftlich ab, Becker wieder einzustellen.

„Ich habe genug von den Sensationen“, erklärte er wütend, „ich brauche einen Provisor, aber keinen Prozeßhelden.“

Geninde mußte, da half kein Zureden. Es würde schwer sein, für Becker jetzt eine Stellung zu finden. Wieder fehlte ihm Sabine, die mit ihrem praktischen Blick und ihrer Kenntnis der Unterbringungsmöglichkeiten von Menschen schon soviel erreicht hatte. Es würde doch nichts helfen, er würde sie noch einmal für Becker bemühen müssen.

Zunächst freilich würde man Becker hören müssen. Er hatte mit ihm natürlich noch gar nicht über die Zukunft gesprochen. Denn sie hatte ja erst mit der Freisprechung begonnen. Er hatte keinerlei Ahnung, ob Becker vielleicht einige Mittel hatte, um einige Monate durchzuhalten. Oder ob man ihn für einige Monate unterstützen mußte? Nun, er hatte ihn ja für heute abend zu sich gebeten. Man würde dann klarer sehen.

Es war genau um die festgesetzte Zeit, neun Uhr. Da klingelte es an der Gartenpforte. Es mußte Becker sein. Geninde ging selbst öffnen. Er hatte absichtlich Frau Schonert heute abend nicht dabehalten. Sie wurde ohnehin von einer hemmungslosen Neugier gegenüber allen Prozessen von Geninde geplagt. Unmöglich, sie hier zu haben, wenn Becker kam. Der Mann war ja so empfindlich, daß er schon vor jedem Blick zusammenzuckte.

Geninde ging durch den Vorgarten. Draußen, hinter der Pforte sah er undeutlich die Gestalt Beckers. Er schaltete das Licht der Bogenlampe über dem blumentumstandenen Wege zur Pforte ein. Es überflamnte jäh Beckers zusammengefallene magere Gestalt und ein bleiches Gesicht.

Geninde verhielt den Schritt einen Augenblick, eigentümlich angerührt. Geninde sah Becker wie neu und wie damals beim ersten Male, als er ihn als Verteidiger in der Zelle besuchte. Seither war er durch die Identifizierung mit seinem Fall so nahe an ihn herangekommen, daß er jenes erste Empfinden vergessen hatte. Jetzt tauchte es wieder auf: Abneigung und doch geheim-

nisvolles Herangezogensein. Aber — solche unlogischen Regungen mußte man anderen Menschen überlassen.

„Nun kommen Sie, Herr Becker. Das ist schön, daß Sie Wort halten. Wir wollen in Ruhe besprechen, was werden soll.“

Beckers Hand lag leblos in Genindes. Geninde fühlte den Puls hastig klopfen. Offenbar, der Mann war rein physisch noch keineswegs wieder in Ordnung. Und schon zog Becker seine Hand zurück wie auf der Flucht vor dem warmen, zupackenden Griff Genindes. Er ging stumm neben Geninde her, sah sich ab und zu scheu um. Einmal fuhr er zusammen, als die Linde links vom Hause im Nachwind stärker aufrauschte.

„Sie sind sehr herunter, Becker, nun, das wird sich geben. Das ist nur der Wind. Erschrecken Sie doch nicht. Da ist niemand. Wovor sollten Sie sich jetzt fürchten?“

Geninde öffnete schon die Haustür, dann saßen sie sich gegenüber, Becker in demselben Sessel, in dem gestern Udda gesessen. Er schwieg, es war Geninde nicht möglich, ihn zu einem Gespräch aufzulockern.

„Trinken Sie doch“, er schob ihm das Glas mit dem kühlen Rheinwein herüber. „Sie müssen ein bißchen Schwung bekommen, um über das Gestern zu dem Morgen zu kommen.“

Becker sah ihn an. Leidvoll und stumpf zugleich. Dann nickte er eckig. Geninde hob das Glas:

„Auf den Freispruch, Herr Becker, und auf ein neues Leben!“

„Neues Leben?“ fragte Becker, „es gibt für mich kein neues Leben, Herr Rechtsanwalt.“

„Was für ein Pessimismus! Wenn Sie gestern so gesprochen hätten, ehe wir das obliegende Urteil hatten? Aber heute? — Und sehen Sie, das zwischen gestern und heute liegen nur 24 Stunden, und schon ist alles vollkommen anders. Nur so eine kurze Spanne Zeit und das ganze Leben ist verändert.“

„Manchmal braucht's gar nicht solange, manchmal braucht's nur 10 Minuten.“ Becker sagte es aus der halben Dunkelheit.

„Ach, Sie denken an diese 10 Minuten, die Ihnen das Leben gerettet haben? Richtig! Hätten Sie den Wächter oder vielmehr den Mann am Elektrizitätswerk nicht nach der Zeit gefragt, ich glaube, ich hätte Sie nicht freibekommen. Diese 10 Minuten haben entschieden.“

„Warum haben Sie sich eigentlich so für mich eingesetzt, Herr Rechtsanwalt? Haben Sie von vornherein geglaubt, daß ich unschuldig bin?“

„Hätte ich das nicht geglaubt, so hätte ich Sie nicht vertreten“, sagte Geninde mit einer leisen Verwunderung. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn:

„Die Gerechtigkeit ist das Einzige, wofür ich noch lebe.“

Becker goß das zweite Glas herunter. Sein fahles Gesicht wurde röter. Geninde füllte Beckers Glas zum dritten Male.

„Auf die Gerechtigkeit, Becker!“

Genindes große mächtige Augen versenkten sich in die seines Gastes. Beckers Glas schwankte. Er hatte sich zu rasch vorgebeugt: Ein paar Tropfen verspritzten auf den Tisch.

„Verzeihung“, sagte er.

„Ja, Sie haben es mir nicht leicht gemacht, Becker. Nächste lang habe ich gegrübelt, wie ich Sie durchbekommen könnte. Es ist wie bei allen Dingen: Der Anfang ist das Schwierigste. Hat man erst den richtigen Anfang, so wickelt sich alles weitere folgerichtig ab. Nach längeren Zweifeln hatte ich mich — schon vor der Aussage des Kölpe — entschlossen, die Begegnung mit dem Wächter als Ausgangspunkt zu nehmen. Zwanzig Minuten nach zehn fragten Sie ihn nach der Zeit. Genau zur selben Minute, in der der Mord geschah. Das Elektrizitätswerk ist zehn Minuten von der Mordstelle entfernt. Sehen Sie, nicht ich habe Sie gerettet, die zehn Minuten haben es getan.“

Becker sah ins Dunkel.

„Also erst die Uhr war — — —“

„War Leben und Tod für Sie. Ein Beschuldigter freilich weiß manchmal nicht, daß die Juristen aus dem Kleinsten oft die größten Schlüsse ziehen. Der Laie bemüht sich um die großen Dinge und sieht nicht, wo das Entscheidende verborgen liegt, er

hält die Juristen meist für lächerliche Bedanten. Aber gerade Ihr Fall beweist, wie recht diese Bedanterie ist. **Seh'n Mi-nuten**, ein paar Tropfen Zeit, und dennoch für Sie das ganze Leben.“

„Ja — das ganze Leben“, sagte Becker.

Seine Hand zitterte wie die eines leicht Trunkenen, als er das Glas wiederum heruntergoß.

Geninde sah diese erregt zitternde Hand.

„Nun wollen wir endlich einmal von diesem Thema fortgehen, Becker. Aber was ist Ihnen denn?“

Becker beugte sich vor. Sein Gesicht war hartnäckig wie das eines Menschen, der dem Rauch schon unterliegt.

„Angenommen, die Uhr der — der —“

Er sprach nicht weiter.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Abstimmungssonntag

Mit überwältigendem Mehr wurde vom Schweizervolk das Rätoromanische als vierte Landessprache anerkannt. Woher in Graubünden die 1500 Rhein kamen, fragt man sich. Fast jeder 10. Bündner! Bei der Einhelligkeit der Zeitungen und Parteien bekam man vor der Abstimmung das hängliche Gefühl, es solle „Einigkeit“ in einer Sache demonstriert werden, die nichts koste als Worte, und man wolle damit unbewußt die Tatsache verdecken, daß es dort, wo es um Dinge der Kaffe gehe, unendlich viel schwerer werde, sich zu einigen. Daß die Meinfager sich zeigten, mag vielleicht heißen, man wolle diese billige Einigkeit nicht . . . wolle vor allem nicht ihre **Demonstration!** Wenn es das hieße, wäre es erfreulich.

Auch der bundesrätliche Gegenentwurf über die Kontrolle der Rüstungsindustrie erhielt eine überwältigend große Zahl von Ja-Stimmen, und in dieser wie in der Sprachenvorlage fiel kein Kanton aus der Reihe der Annehmenden. Abermals muß man sich daran erinnern, daß die Volksmeinung einhellig die Kontrolle verlangte, daß der normale Bürger als selbstverständlich ansieht, die „blutige Internationale“ solle nicht auf unserm Boden Fuß fassen und den Kriegsgurgeln Waffen und Munition liefern. Wir wollen uns freuen, daß künftig strenge Bundeskontrolle herrschen wird, daß nur noch konzessionierte Firmen solche „Waren“ produzieren dürfen, aber wir wollen uns nicht zu sehr damit aufblasen. Denn es hat immerhin eine Initiative der „Europa-Union“ (nicht der Ban-Europa-Union in Wien!) bedurft, der Sammlung von 50.000 Unterschriften, ehe das eidgenössische Parlament und der Bundesrat diese Aufgabe begriffen und eine eigene, nun angemessene Gesetzesvorlage schufen.

Abgelehnt wurde die Initiative der Kommunisten, welche die „Dringlichkeits“-Angelegenheit auf eigene und merkwürdige Art lösen wollte. Wir sagen „merkwürdig“: Seltsam klingt es für unsere Ohren, daß Gesetzesvorlagen, die im Interesse des „werttätigen Volkes“ liegen, als dringlich der Abstimmung eben dieses Volkes entzogen werden sollten. Keine einzige Partei hat diese Forderung gestützt. Die Kommunisten waren der Ansicht, das Volk sei in solchen Fällen sowieso nur von einer interessierten Presse gängelt und werde seine Interessen nicht erkennen. Darum sei es „in seinem eigenen Interesse auszuschalten“. Gewiß entspricht dies dem Glauben der Kommunisten, und ihr Stalin praktiziert die Gängelei großartig. Am Sonntag haben die Kommunisten erfahren, daß man hierzuland ihre Ansicht über die Volks-Unmündigkeit nicht teilt.

Bei allen so eindeutigen Volksentscheiden, ob negativ, ob positiv, kommt man auf den Gedanken, auch die „schweren Probleme“ (die was kosten), müßten so gelöst werden, daß man in der Lösung das allseitige Interesse erkenne. Daran fehlt es meistens.